

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Sanja Schwarz

Schnee-Elfen-Herz

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

I

Ein seltsam stechender Schmerz in den Augen riss mich aus dem Schlaf. Mir entfuhr ein entsetztes Keuchen. Das Stechen wurde stärker und steigerte sich, bis ich vor Qual beinahe aufgeschrien hätte. Doch gerade als ich dachte, es nicht mehr länger aushalten zu können, war es mit einem Schlag vorbei. Leicht zittrig stand ich auf und bahnte mir vorsichtig einen Weg durch mein dunkles Zimmer. Bevor es mir jedoch gelang, das Bad zu erreichen, knallte ich mit dem Fuß gegen die Holzkiste voll alter Fotos, die ich mir am Abend zuvor angeschaut hatte. Fluchend hüpfte ich auf einem Bein weiter. Im Badezimmer angekommen, lehnte ich mich an die Wand und betrachtete eine Weile den Lichtschalter, der sich im Mondschein, der spärlich durch das Dachfenster hereinfiel, abzeichnete. Jetzt, da ich vor dem Schalter stand, war ich mir plötzlich nicht mehr so sicher, dass ich wirklich wissen wollte, was los war.

Denn seit einer Woche – genauer seit Montag, dem

vierundzwanzigsten Januar, meinem siebzehnten Geburtstag, war in meinem sonst so monoton verlaufenen Leben nach meinem Geschmack schon genug aus den Fugen geraten. Am Mittwoch hatte ich in einem rauschähnlichen Zustand den kompletten Inhalt meines Schrankes in die Altkleidersammlung verbannt, weil ich plötzlich der Meinung war, dass alles – vom bordeauxroten Rock über die giftgrüne Daunenjacke bis hin zu den Plateaulederstiefeln – zu schrill, zu auffällig und noch dazu schrecklich unpraktisch war. Stattdessen trug ich jetzt Schwarz: schwarze Jeans, schwarzes Shirt und schwarze Chucks. Alles viel praktischer und, was das Wichtigste war, vor allem unauffällig. Warum es mir auf einmal wichtig war, unauffällig durch die Gegend zu laufen? Keine Ahnung. Fragt mich was Leichtereres.

Juna, meine Tante und Ersatzmutter, hatte dieses radikale Ausmisten mit Skepsis und gerunzelter Stirn verfolgt. Jan, mein Onkel und Ersatzvater, ebenso. Sie machten sich Sorgen um mich, denn im Gegensatz zu den meisten Leuten hier war ich den beiden nicht gleichgültig, war es nie gewesen seit den vier Jahren, die ich jetzt bei ihnen lebte, und würde es vermutlich auch nie sein. Meine Eltern sind tot. Mein Vater starb, als ich zwei Jahre alt war. Meine Mutter nahm sich fünf Tage

nach meinem dreizehnten Geburtstag das Leben. Wenn es nach Juna gegangen wäre, hätte ich den an mich adressierten Abschiedsbrief meiner Mutter Lena nie zu Gesicht bekommen. Es war Jan, der ihn mir schließlich gab. Und nachdem ich ihn gelesen hatte, konnte ich Juna verstehen. Sie hatte mir den Schmerz ersparen wollen, den die letzten Worte meiner Mutter in mir unweigerlich auslösen mussten. Mit jeder Zeile, die ich gelesen hatte, war mir bewusster geworden, dass ihr Tod eine Verzweiflungstat gewesen war und dass ich auf merkwürdige Weise damit in Verbindung stand. So wie es aussah, spielte auch mein Vater Deron dabei keine unwichtige Rolle. Warum hätten sich Lenas letzte Worte sonst wohl ausschließlich auf uns beziehen sollen?

Was war es mir mies gegangen. Tage, Wochen, Monate hatte ich mich schuldig gefühlt, ohne wirklich zu wissen, warum oder wofür, doch mit der Zeit war es besser geworden. Ich hatte gelernt, klarzukommen. Mit allem. Irgendwie. Und trotzdem war da immer der Rest eines Schattens geblieben, so ein unbestimmtes Gefühl, etwas gutmachen zu müssen, und das hatte ich dann auch getan. Ich hatte es getan, indem ich Lena durch mich weiterleben ließ: Ich trug ihre Kleidung. Makaber vielleicht, aber auf seltsame Weise tröstend. Bis jetzt. Was genau hatte sich verändert? Im Grunde nichts und

doch alles, denn es war auf einmal kein Trost mehr. Ganz im Gegenteil. Ich fühlte mich schrecklich, war nervös und aufgewühlt, rastlos und angespannt. Das alles ist, obgleich immer noch vorhanden, doch zumindest besser geworden, seitdem ich trage, was ich trage. Seitdem ich das Gefühl habe, mehr ich selbst zu sein.

Abgesehen von diesem ungewohnt neuen Stil gab es da noch etwas. Am Freitag hatte ich innerhalb eines einzigen Tages die unermüdliche Arbeit von zwei Jahren zunichte gemacht. Unermüdliche Arbeit? Ich definiere: Mein nicht enden wollender Kampf, Anschluss zu finden. Anschluss woran? An meine Mitschüler. Seitdem ich vor zwei Jahren vom Luisengymnasium (kein Bio-LK!) aufs Arndt-Schmitt gewechselt war, hatte ich den Fuß nicht mehr richtig in die Tür gekriegt. Hier durfte man nicht sein, wer beziehungsweise wie man war. Hier musste man sein, wer man sein sollte, wer man zu sein hatte. Und wer man zu sein hatte, das bestimmten die anderen. Genauer: die tonangebenden Schüler der Kollegstufe, die Führertypen, die Coolen, die Angesagten. Kurz: die High Society, die im Arndt-Schmitt ganz besonders high war. Vielleicht zu high für mich. Auf jeden Fall hatte ich mit der Zeit gelernt, mich zu verstellen, und so war ganz allmählich ein Hauch von Silber auf meiner Beliebtheitsskala erschienen. Bis

letzten Freitag eben. Da war alles schlagartig schwarz geworden. Ich kann euch nicht sagen, was genau mich geritten hat. Es ist einfach so über mich gekommen, ich bin irgendwie ausgetickt. Ein Filmriss. Ich konnte einfach nicht mehr. Von jetzt auf gleich dachte ich, an meiner Fassade ersticken zu müssen. Also hatte ich den Putz und Mörtel ausgespuckt, das Drehbuch hingeschmissen und frische Luft in meine Lungen gesaugt. Was soll ich sagen: kam nicht gut an. Ich war sofort untendurch: der Snob, die Außenseiterin, der Sonderling. Doch was das absolut Unglaublichste daran war (unglaublich für mich): Es war mir egal. Aber so was von. Wer hätte das gedacht? Ich ganz bestimmt nicht.

Da stand ich jetzt also. Da stand ich jetzt also mitten in der Nacht mit pochendem Herzen in meinem Badezimmer – den Leuchtziffern der Uhr zufolge seit geschlagenen fünfzehn Minuten –, und traute mich nicht, das Licht anzuschalten. Ehrlich gesagt spielte ich mit dem Gedanken, einfach zurück ins Bett zu gehen, einfach nicht nachschauen zu wollen, einfach nicht wissen zu wollen, was jetzt wieder los war. Doch bevor diese Überlegung beginnen konnte, sich in meinem Kopf festzusetzen, scheuchte ich sie auch schon energisch davon. Das war doch albern. Schluss damit. Entschlossen trat ich also einen Schritt nach vorne und drückte den

weißen Lichtschalter nach unten, worauf sich mit einem leisen Klick die Deckenbeleuchtung anschaltete. Nach ein paar Schritten stand ich direkt vor dem großen Spiegelschrank über dem Waschbecken. Nach kurzem Zögern beugte ich mich leicht vor und starrte mir selbst entgegen. Auf den ersten Blick schien alles wie immer zu sein. Das war ich: Sira Winter, schmale Nase, blondes schulterlanges Haar, dichte Wimpern, blasse Haut. Doch als die Energiesparlampe über mir aufflackerte und es richtig hell wurde, fuhr ich erschrocken zusammen. Was mir im schummrigen Licht nicht weiter aufgefallen war, traf mich jetzt umso unvorbereiteter. Anstelle meiner sonst verwaschen schimmernden hellblauen Augen blickten mir aus dem Spiegel zwei dunkelbraun glänzende entgegen, die so dunkel waren, dass sie fast schwarz wirkten.

Was zum Teufel sollte das? Schön und gut, in der letzten Woche hatte sich einiges getan. Aber bisher hatte es sich immer um Dinge gehandelt, die zwar merkwürdig, unerwartet, für mich unerklärbar, doch zumindest nicht biologisch unmöglich gewesen waren. Und jetzt das. Einen kurzen Moment betrachtete ich noch entgeistert mein Spiegelbild, dann kam mir eine Idee. Ich wirbelte herum, eilte auf die Kiste mit Fotos zu, an der ich mich vorhin so schmerzhaft gestoßen hatte, kramte

fahrig darin herum und zog zwei Fotos daraus hervor. Das erste zeigte meine Mutter. Mein Blick ging sofort zu ihren Augen: verwaschen hellblau. Genau wie meine. Bis eben noch zumindest. Von dem zweiten Foto winkte mir mein Vater strahlend entgegen. Natürlich, ich hatte es erwartet, hatte es fast sicher gewusst und erschrak trotzdem, als ich in seine Augen sah: dunkelbraun, fast schwarz. Genau wie meine jetzt. Fassungslos ließ ich mich auf den Boden gleiten. Die Fotos rutschten mir aus der Hand und schlitterten bis zur gegenüberliegenden Wand. Wie? Warum? Doch je angestrengter ich nachdachte, desto weniger verstand ich es. Das war einfach nicht möglich. Das gab es nicht. Das ging nicht. Punkt. Mit einem Seufzer rappelte ich mich hoch, hob die Fotos auf und warf sie zurück in die Kiste. Ich wusste, in dieser Nacht würde ich keine Antworten mehr finden. Also beschloss ich, einfach zurück ins Bett zu gehen, mir die Decke über den Kopf zu ziehen und zu versuchen, zu vergessen. Auszuruhen. Es gelang mir nicht. Zu viele Gedanken irrten durch meinen Kopf, zu viele Ungereimtheiten stießen gegen sie. Es war zu viel. Zu viel von allem. Doch irgendwann wurde es still. Ich schlief ein. Endlich.